



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Friedhof-Fibel

Pfister, Rudolf

München, 1952

Die Kultur des Friedhofes

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80377](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80377)

DIE KULTUR DES FRIEDHOFES

„Der fremde Wand'rer, kommend aus der Ferne,
dem hier kein Glück vermodert, weilt doch gerne
hier, wo die Schönheit Hüterin der Toten.“

Nikolaus Lenau

DIE ALTE KULTUR

Zu Zeiten Lenau's war in der Tat die Schönheit Hüterin der Toten, der Gottesacker eine Stätte der Weihe, ein Friedhof im Sinne des Wortes, ein Garten des Friedens, eine Stätte stiller Betrachtung, ein feierlicher Hain der Erinnerung an die geliebten Toten, eine Stätte, auf der zwar die Würde des Todes sinnfällig zum Ausdruck kam, aber gleichzeitig durch einen lyrischen Stimmungsgehalt das Versöhnende des in Gott Ruhens, der Erlösung, des Ausruhens von irdischer Arbeit und menschlichem Leid nicht fehlte. So sollte es sein — und so war der alte Friedhof auch ein Ort hoher Gemütswerte, auf dem das Sakrale und das Menschliche eine schöne ideale Verbindung eingingen, alles andere als ein Ort des Grauens. Natur und Kunst wirkten hier zusammen, die Toten zu ehren, ihnen eine anständige Wohnung zu bereiten.

Wie man seine Toten ehrt, so regiert man die Lebenden, und ein Gang in den Friedhof gibt immer wichtige Aufschlüsse über die Geisteshaltung der lebenden Gemeinde. In diesem Spiegel zeigt unsere Zeit denn auch die nackte Häßlichkeit ihrer Physiognomie am allerdeutlichsten! Zuerst mißachtete und zerstörte sie die alten Werte und dann setzte sie wertlose Oberflächlichkeit an ihre Stelle.

Maeterlinck hat einmal gesagt, „nirgends habe das Leben herrlicher geblüht als bei den Völkern, von denen die Totenverehrung am meisten gepflegt worden“ sei, und der nordischen Seherin Bölsuspa galt es „als ein sicheres Zeichen für den bevorstehenden Untergang der Welt, wenn die Pflichten gegen die Toten vernachlässigt werden“.

Der alte Friedhof hatte nicht nur eine eindringliche und zum Herzen sprechende Symbolkraft in Sachen des Jenseitigen, es war ihm auch ein gesellschaftliches und historisches Gesicht eigen, und der Sehende konnte aus ihm Struktur und Geschichte der Gemeinde ablesen wie aus einer steinernen Chronik der Jahrhunderte. Man denke z. B. an die Herrnhuter Friedhöfe (besonders ergreifend der in Christiansfeld) mit ihrer unerbittlichen Einheitlichkeit der Grabzeichen, die mit einer zwingenden Eindringlichkeit den Geist der Brüdergemeinde und die Gleichheit der Menschen im Tode zum Ausdruck bringen. Man denke etwa an den Johannis-Friedhof in Nürnberg mit seinen noblen Grabmälern von hohem Kunstwert, den Niederschlag eines großen Wohlstandes und einer hohen Bürgerkultur, auch eines berechtigten Bürgerstolzes. Man denke dann an den kleinen Friedhof einer friesischen Fischergemeinde oder einen armseligen Tiroler Bergfriedhof mit seinen bescheidenen Kreuzen aus Holz und Eisen. Sie alle waren gleich schön und wahrhaftig als der Spiegel der Gemeinde der Lebenden und als Stätte heiligen Schweigens und stiller Zwiesprache mit den Vätern.

Der Hersteller der alten Grabzeichen war der ortsansässige Handwerker — Steinmetz, Schreiner oder Schmied, der Werkstoff das bodenständige, am leichtesten zu erreichende Material. Dadurch allein schon war eine jener heilsamen natürlichen Bindungen gegeben, deren stülbildende Kraft und deren vereinheitlichende Wirkung bei aller Kunstübung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Erst innerhalb solcher Bindungen und Grenzen konnte sich der Einfluß der sozialen Stellung der Auftraggeber auswirken, der ja immer bestand, und die Persönlichkeit des Herstellers. Aber solche Unterschiede führten früher zu einer Bereicherung der Gesamterscheinung, nicht zur Sprengung des Rahmens durch einzelne Fremdkörper, und die Begräbnisstätte mit ihren Bauten, Mauern und Denkmälern war ein von der Qualität der Zeit getragenes Gesamtkunstwerk.

DER VERFALL UND SEINE URSACHEN

Und heute? — Was hat das späte 19. und das 20. Jahrhundert aus den Friedhöfen gemacht? — Toten-Registaturen von teilweise abstoßender Häßlichkeit, wilde Sammlungen von Grabzeichen aller Art, einen Lummelplatz des hemmungslosesten Individualismus, ein mißtönendes Orchester aller erdenklichen Instrumente, in dem jeder spielt, was ihm paßt, ohne Rücksicht auf die übrigen Mitspieler, ein Bild der Zerrüttung des Geistes der Gemeinschaft! — Es sind natürlich nicht nur künstlerische Defekte, denen die Harmonie unserer Friedhöfe zum Opfer gefallen ist, sondern weitgehend gesellschaftliche, wirtschaftliche und weltanschauliche. Über den Verfall der Handwerkskunst brauchen wir hier kein Wort zu verlieren. Aber diesen vorausgesetzt wäre der kulturelle Tiefstand auf unseren Friedhöfen nicht so grauenhaft, wenn nicht die Geschäftstüchtigkeit der modernen Industrie und der Ungeschmack und der Prozegeist der Auftraggeber hinzukäme.

Es sind auch hier, wie auf allen kulturellen Gebieten, Fragen der Weltanschauung, die auch das Schaubare entscheidend mitbestimmen. Der moderne Grabbesitzer will gewiß auch seine Toten ehren, aber er geht in dieser Absicht den falschen Weg; denn er will, daß sein Grabzeichen besonders schön sei, sich von den anderen möglichst stark abhebe und — besonders in bäuerlichen Verhältnissen — seinen Wohlstand bekunde. Es ist naheliegend und verständlich, daß ein Hofbauer ein kostspieligeres Grabzeichen hat als ein armer Gütler, aber die wirtschaftlich-soziale Rangordnung darf nicht so kraß in die Erscheinung treten, daß geradezu eine Art von Vermögenssteuer-Veranlagung in Stein und Bronze daraus entsteht. Nirgends wirkt sich bäuerliches Prozedentum so widerlich aus wie auf den Friedhöfen. Selbstverständlich ist ausländischer und hochpolierter Stein viel „feiner“ als einheimischer; und besonders das verlangende Schielen des Bauern nach der Großstadt hat neben anderem auch die alte ländliche Friedhofskultur zerstört. Denn daß ein Mal aus dem nahegelegenen Sandsteinbruch, der den Vorfahren jahrhundertlang gut genug war, heute nicht mehr vornehm genug ist, versteht sich von selbst. Wie bei allen Kundgebungen, die vor den Augen der Öffentlichkeit stattfinden, muß der Bauer auch bei der Grabausstattung etwas „aufgehen lassen“, das gehört zu

den „repräsentativen“ Pflichten. Dem Steinmetzen aber kann das nur recht sein. Es kommt seiner Neigung, mehr Händler als Handwerker zu sein, sehr entgegen. Es ist viel einfacher, von der Grabsteinindustrie nach Katalog einen fertigen oder halbfertigen Stein zu beziehen und mit einer prächtigen, aber geschmacklosen Goldschrift zu versehen, als ihn selbst aus bodenständigem Material zu arbeiten; und je größer und teurer er ist, desto größer der Geschäftsgewinn, versteht sich.

Der Verfall der Kultur schritt auf den städtischen und ländlichen Friedhöfen zwar im gleichen Maße vorwärts, aber es wurde ihm nicht in gleichem Maße Halt geboten. Beim Verfall der bäuerlichen Friedhofskultur kommt als besonders zersetzender Faktor das erwähnte Schielen des Bauern nach den zivilisatorischen „Fortschritten“ der Stadt hinzu, das ihn, der doch sonst so genau zu rechnen versteht, dem städtischen Händlergeist zum Opfer fallen läßt. Wie das Bauernmädchen ihr angestammtes solides und schönes Nieder mit dem Kunstseidenfähnchen aus dem Vorstadtkaufhaus vertauscht, so der Bauer den ortsgebundenen Grabstein mit dem importierten Handelskitsch.

DIE UMKEHR

Während auf dem Lande die berufenen Hüter des Friedhofes, in erster Linie die Geistlichen, aber auch die Bürgermeister und Friedhofs-Ausschüsse vollkommen versagen — mit geringen und besonders lobenswerten Ausnahmen — und den Kulturgreueln auf ihren Friedhöfen verständnis- oder hilflos gegenüberstehen und selbst wohlgemeinter Beratung kaum zugänglich sind, haben in den Städten schon um die Jahrhundertwende einzelne Männer (sie waren meist aus dem gern geschmähten Kreis der Heimatschutzbewegung) begonnen, dem Verfall im Friedhowswesen Einhalt zu gebieten. Besonders im Zuge der Wiederbelebung der Gartenkultur wendete sich das Interesse auch dem Friedhof zu, und es wurde die neue Form des Waldfriedhofes (der Münchener schon 1905 begonnen) gefunden, aus dem Bedürfnis heraus, den Weg aus der Grabstein-Registrierung zur Naturverbundenheit zurückzuführen. Aber diese Bestrebungen galten zunächst alle den städtischen Begräbnisplätzen, der Dorffriedhof verharrte in seinem kulturlosen Zustand, obwohl auch schon um die Jahrhundertwende die ersten Stimmen laut wurden, die eine Reform des Land-Friedhofes forderten. Gegen den Beginn des ersten Weltkrieges mehrte sich das Schrifttum, das teils für die Schönheit der alten Friedhöfe die Augen zu öffnen suchte, teils schon Vorschläge für eine Friedhofsreform brachte. Die Notwendigkeit der Anlage von Soldatenfriedhöfen und Krieger-Ehrengräbern während und hauptsächlich nach dem ersten Weltkrieg brachte dann die Friedhofsreform energischer in Fluß. Der „Deutsche Volksbund zur Errichtung von Kriegerfriedhöfen im Ausland“ hatte daran einen hochverdienstlichen Anteil.

In der Schweiz wurde schon 1914 gelegentlich der Landesausstellung in Bern ein Musterfriedhof gezeigt, und der Schweizer Werkbund hat seitdem die Friedhofsreform in sein Programm aufgenommen.

Zwei Wege können zum Ziel führen. Der eine ist der natürliche, sympathische und „eigentlich richtige“, aber mühselig und langwierig zu gehen und einen Erfolg erst in weiter Ferne versprechend: Beratung, Werbung und Erziehung. Der andere muß als notwendiges Übel bezeichnet werden, unvermeidlich um weiteres Unheil zu verhüten und rasch wirksam: Verordnungen, Aufsicht und Zensur. Im Interesse der Sache müssen beide Wege gleichzeitig beschritten werden, beide sind an sich keineswegs neu. Die Großstädte bedienen sich seit Jahrzehnten schon einer Friedhofsordnung und deren segensreiche Wirkung ist allenthalben festzustellen. Das nächste Ziel auf dem Wege zu einer neuen Friedhofskultur muß sein, daß keine Gemeinde ohne Friedhofsordnung bleibt, auch die kleinste nicht. Das muß der erste Schritt sein. Aber jede gesetzte Ordnung — und sei sie an sich noch so gut und vollkommen — nützt wenig, wenn sie nicht sinnvoll angewendet wird; sinnvoll anwenden kann sie aber nur, wer ihren Zweck und Inhalt selbst billigt und versteht. Was uns am meisten fehlt, sind verständige Friedhofspfleger und -verwalter — ob es nun die Geistlichen selbst oder Laien aus der Kirchengemeinde sind. Ihnen vor allem will die Friedhof-Zibel ein brauchbares Handwerkszeug sein. Daß es auch manchem Kultusminister und Ministerialreferenten nicht schaden könnte, einen Blick in das Büchlein zu werfen, bemerken wir nur leise am Rande — die hohen Würdenträger der Kirchen nicht ganz vergessend! — Möchten sie alle, vom Bischof und Kultusminister bis zum Bauernbürgermeister und Steinmetzen es als eine heilige Verpflichtung empfinden — nicht zuletzt der richtenden Nachwelt gegenüber —, die Sache unserer Gottes-Acker wieder zum Guten zu wenden!

† wenn ich mit menschen und mit engelzungen redete, und hätte der liebe nicht, so wäre ich ein tönendes erz und eine klingende schelle †